

PETRA RESKI

ALS ICH
EINMAL IN DEN
CANAL GRANDE
FIEL

VOM LEBEN IN VENEDIG

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe März 2021

Droemer Verlag

© 2021 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: Isabella Materne

Coverabbildung: Shutterstock.com/Jag_cz; Voinov Egor

Karten Vor- und Nachsatz: Peter Palm

Satz: Daniela Schulz

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-27846-8

Wenn die Bilder der Erinnerung erst einmal in Worte gefasst sind, erlöschen sie, sagte Polo. Vielleicht fürchte ich, das ganze Venedig auf einmal zu verlieren, wenn ich davon spreche. Oder vielleicht habe ich es, während ich von anderen Städten sprach, bereits nach und nach verloren.

Italo Calvino,
Die unsichtbaren Städte

Für Lino

SAN PIERO

Als ich mit meinem Boot durch den Kanal von San Pietro fahre, rufe ich ihn mal wieder an, weil ich eine kleine Runde mit ihm machen will.

Alberto ist Fischer, er lebt auf San Pietro di Castello, genauer gesagt auf *San Piero*, so heißt es in Venedig, wo man es liebt, die Konsonanten zu verschleifen. San Piero ist diese kleine Insel, die man erreicht, wenn man die Via Garibaldi bis zum Ende läuft und dann die Holzbrücke überquert. Oder, wie ich heute sagen würde: An San Piero kommt man vorbei, wenn man vom Markusbecken kurz vor Sant'Elena in den Rio dei Giardini einbiegt und dann nach dem Rio di Quintavalle geradeaus weiterfährt.

Seitdem ich Boot fahre, *una topetta*, eine kleine Ratte, wie man das typisch venezianische Fischerboot hier nennt, treibt mich die Geltungssucht eines Kindes, das gerade gelernt hat, Fahrrad zu fahren: Ich platze vor Stolz und vor Mitteilungsdrang. Nachdem ich mein Leben in Venedig bis vor Kurzem in dem würdelosen Zustand einer Fußgängerin verbringen musste, bin ich endlich in der venezianischen Evolutionsleiter aufgestiegen. Seit dem ersten Tag am Steuer meiner *topetta* ist mein Leben ein anderes: Ich muss nicht mehr *permesso, permesso!* flehen, um mir den Weg durch die millionste Reisegruppe zu bahnen; ich fahre an ihr vorbei.

Deshalb kann ich es kaum erwarten, Alberto sein *Ciao amore* schmettern zu hören, um mich als eine darzustellen, die sich am Steuerhebel ihres kleinen Fischerboots furchtlos nicht nur den Gezeiten und dem Wellengang entgegenwirft, sondern auch Autofähren, Vaporetti und Kreuzfahrtschiffen von der Größe eines Wohnblocks.

Wer wenn nicht Alberto könnte verstehen, dass ich zu meinem Boot eine Beziehung entwickelt habe wie Männer zu ihren Autos? Ich wienere daran herum, bis ich mich vor mir selbst erschrecke. Und fühle mich schuldig, wenn ich Venedig verlasse, und sei es nur für ein Wochenende: Wenn ich am Anleger stehe, auf das Vaporetto warte und mein Boot vor mir liegen sehe, allein, irgendwie im Stich gelassen, habe ich das Gefühl, als würde es mir einen traurigen Blick zuwerfen, so wie ein Hund, den man beim Dogsitter abliefert.

Alberto wäre auch der Einzige, der nachvollziehen könnte, wie ich mich neulich gefühlt habe, als ich aus der Lagune zurückkehrte und bei spiegelglatt daliegender Wasser wie von unsichtbarer Hand gezogen kurz vor San Piero fast gegen die Mauer des Arsenalle geknallt wäre, weil sich eine unheimliche Unterströmung meiner bemächtigt hatte. Er würde auch verstehen, dass ich unweit der Giardini versucht habe, um die Ecke zu biegen und gleichzeitig meiner Reinigungsfrau zuzuwinken, die auf dem Ufer neben dem Kanal vorbeilief. Woraufhin ich etwas unelegant an den im Kanal angelegten Booten entlangeschrappt bin.

Normalerweise ist die Rollenverteilung zwischen Alberto und mir umgekehrt: Er ist es, der am Steuerhebel sitzt und mich mitnimmt. Alberto hat sein halbes Leben auf der Lagune verbracht, wo er sich ohne Kompass zurechtfindet, weil er die Richtung aus den Wellen und dem Wind liest. Je nachdem, ob die Wellen kurz und gerollt oder lang und gerade sind, ob er den Wind hinter den Ohren hat oder ob er ihm vor der Stirn steht, weiß Alberto, ob es die Bora aus Nordosten ist oder der Garbin aus Südwesten, der den Nebel bringt.

Ich lerne Alberto an einem Tag kennen, an dem ich mit einem Fotografen durch Venedig laufe, den ich nicht leiden

kann. Als wir San Piero betreten, bleibe ich wie erstarrt stehen: Im Schatten vor dem Campanile sitzt ein Mann und flickt seine Netze. Ich traue meinen Augen nicht und denke: Das kann nicht wahr sein. Die Lagune ist doch nur eine Dekoration, hier fischt doch keiner mehr in echt. Die Fische kommen aus dem Atlantik und vom Fischmarkt in Chioggia.

Das Stühlchen, auf dem der Mann sitzt, verschwindet fast komplett unter seinen Hinterbacken, sein Netz hat er wie einen glitzernden Umhang auf einen vor ihm stehenden Stuhl drapiert. Neben ihm ein verrosteter, vom Salzwasser verkrusteter Einkaufswagen und ein Gettoblaster, aus dem Opernarien ertönen.

Ich blicke zu dem Fotografen, er macht sich mit einem Wildledertuch an seinen Linsen zu schaffen und sieht nichts.

Als ich mich nähere, fragt der Mann: Wie heißt du?, so wie Kinder, wenn sie sich kennenlernen.

Mi chiamo Alberto, sagt er, reicht mir die Hand, ruft: *Manon!*, deutet auf den Gettoblaster und sagt: *Manon* von Massenet! Nicht zu verwechseln mit *Manon Lescaut* von Puccini! Und dann singt er mit, auf Französisch, und der Campanile zittert ein bisschen, weil sein Gesang so gewaltig ist wie seine Hinterbacken.

Ich singe nur lyrischen Tenor!, sagt Alberto und gibt noch etwas Donizetti als Zugabe, bevor er sein Stühlchen und das Netz auf dem Einkaufswagen verkeilt und zurück nach Hause schiebt, während ich mich mit dem Fotografen zanke, weil er Alberto übersehen hat.

Alberto ist tatsächlich einer der letzten Fischer Venedigs. Er lebt mit seiner Frau in einem Kloster aus dem 15. Jahrhundert. Es wurde unter Napoleon in eine Kaserne verwandelt, an die militärische Vergangenheit erinnert noch eine verblasste faschistische Inschrift über dem Klostergang:

Credere, obbedire, combattere – Glauben, gehorchen, kämpfen.

Nach den Faschisten kam die englische Kavallerie, danach kamen die Flüchtlinge aus Istrien und schließlich Alberto und seine Frau: Ihre Wohnung besteht im Wesentlichen aus einem langen, schmalen Flur mit winzigen Zimmern, ehemalige Mönchszellen, aus denen die Wände herausgebrochen wurden. Zwanzig Familien wohnen hier, aber es ist so, als würde nur Alberto in diesem Kloster leben. Im Refektorium hat er seine Netze und Reusen und Bojen gelagert, ein Horror Vacui aus aufgerollten Trossen und Schlepplinen, aus bunten Schnüren, Ankern und algengrünen Fischernetzen, aus Korkschwimmern und verrosteten Netzgewichten – im Klosterkapitel liegen Teile seines alten Fischerboots: ein Lagerraum, der jederzeit als Installation der Biennale durchgehen könnte.

Dass sich seine Sozialwohnung in einem entweihten venezianischen Kloster befindet, betrachtet Alberto einerseits als Fügung, andererseits als himmlische Hinterhältigkeit, weil es ihn an einen schweren Schicksalsschlag erinnert: Nach dem Tod seines Vaters entschied sich Albertos Mutter für die radikale Hinwendung zu Gott und trat in ein Klausurkloster ein. Erst zwanzig Jahre nach ihrem Klostereintritt durfte Alberto sie zum ersten Mal besuchen. Er weinte, weil er sie nicht umarmen durfte und auch ihr Gesicht nicht sah, weil sie hinter den Gittern des Besuchszimmers saß. Sie war nicht mehr seine Mutter, sie hieß jetzt *Suor Camilla*. Wenn er darüber spricht, weint er noch heute.

Ja, alles etwas hinfällig hier, sagt Alberto immer, meine Kinder wollen in solchen Wohnungen nicht mehr leben, meine Tochter ist nach Mestre gezogen und mein Sohn auf den Lido. Sie wollen modern sein, mit dem Auto vor der Haustür.

Für Alberto und mich ist unsere Begegnung im Schatten des Campanile der Beginn einer wunderbaren Freundschaft: Mit ihm lerne ich die Lagune kennen, er sitzt am Heck seines Boots, gewaltig und tätowiert, und schreit gegen den Wind und die Wellen an. Und lobt mich mit einem *Brava!*, wenn ich die Inseln schon von Weitem an ihrer Form erkenne. Wenn Sardinenschwärme silbrig glitzernd aus dem Wasser springen, ruft er: Das hier ist der Bauch von Venedig!, und wenn Motorboote in James-Bond-Manier an uns vorbeirasen und ihre gewaltigen Bugwellen sein Boot fast zum Kentern bringen, brüllt Alberto ihnen nach: Geld, Geld, Geld!, weil die Inseln der venezianischen Lagune inzwischen auch zu Spekulationsobjekten verkommen sind.

Dank Alberto weiß ich, dass die Seebarsche zum Überwintern an die kroatische Küste wandern, weil die Lagune dann zu kalt ist. Dank ihm weiß ich, dass auf Sant'Erasmus früher vor allem die Glasbläser von Murano wohnten, die sich auf ihren Artischockenfeldern von der Arbeit in dem Höllenschlund erholten: Männer, die es immer in den Knien hatten, so wie sein Freund Renato, zwischen dessen Gemüsefeldern wir uns von den Mücken zerstechen lassen und Prosecco trinken. Prosecco, der leicht nach Salz schmeckt, wie alles, das auf Sant'Erasmus angebaut wird.

Dank Alberto weiß ich, dass es auf der Insel Vignole früher eine vollbusige Wirtin gab, die ihrem Mann unendlich viele Hörner aufgesetzt hat. Mit Alberto stolpere ich auf Certosa zwischen Ziegen, Verschanzungen und Mordgruben durch die kriegerische Vergangenheit der Insel, mit Alberto fahre ich auf Inseln für Pestkranke, für Seeleute mit Syphilis und für Verrückte und weiß, dass in seiner breiten Brust ein sentimentales Herz schlägt.

Alberto wäre gerne lyrischer Tenor geworden, wenn ihn seine Gesangslehrerin auf der Giudecca nicht nach der ersten Stunde wieder hinausgeworfen hätte. Er ist ein

Mann, der den Barockkomponisten Albinoni verehrt, wegen der Melancholie, des größten aller Gefühle, wie er meint. Denn ungeachtet seiner Statur ist Alberto ein sensibler Mensch, der das Meer und Kafka liebt und Sätze sagt wie: Seitdem ich *Der Prozess* gelesen habe, fehlt mir in der Literatur das Salz. Gegen Kafka sind alle anderen Schriftsteller wie tiefgekühlter Fisch!

Alberto, der es gewohnt ist, gegen das Meer anzubrüllen, singt im Boot auch schon mal die Kriegshymne von San Marco: *Le glorie del nostro leon* – am liebsten, wenn wir durch den Kanal neben dem Arsenale fahren, wo es schön hallt, wenn sein Gesang gegen die Mauer fällt.

Alberto singt auch auf Festen, nie aber bei Gondelserenaden: Serenadensänger sind wie Nutten, sagt er. Je früher du sie aus der Gondel wirfst, desto besser.

Er hat auch auf meinen Geburtstagsfesten gesungen und bei unserer Hochzeit sogar stehend auf den Stufen der Fenice-Oper, die Touristen starrten ihn an wie eine Erscheinung: Ein Mann mit Armen wie Baumstämme, tätowierte Baumstämme, die er schwang, als er *Nessun dorma! Nessun dorma! Tu pure, o Principessa* sang. Er donnerte seine Botschaft so überzeugend in die Welt – *Tramontate, stelle! All'alba vincerò! Vincerò! Vincerò!* –, dass selbst hart gesottene Venedig-in-zwei-Stunden-Kreuzfahrttouristen wie vom Blitz getroffen stehen blieben.

Jedes Mal, wenn wir uns hören, sagt Alberto: *Ciao amore!*, nur einmal hat er sich ungewöhnlich einsilbig gezeigt. Da war ich auch mit dem Boot unterwegs, im Kanal kurz vor San Piero, und wollte ihn zu einer kleinen Runde in der *topetta* einladen.

Als ich ihn anrief, klang Alberto verschlafen, an sich nichts Ungewöhnliches, er steht immer im Morgengrauen auf, um zum Fischen rauszufahren, weshalb er einen ausgiebigen Mittagsschlaf halten muss.

Alberto, ich habe jetzt ein Boot!, rief ich aufgeregt, aber er reagierte nicht.

Ich dachte, dass ich ihn aus dem Schlaf aufgeschreckt hatte, wahrscheinlich hatte er mich gar nicht richtig verstanden, deshalb beschloss ich, nicht weiter darauf zu bestehen, und sagte nur: *Va bene*, Alberto, ich rufe dich wieder an.

Vielleicht hatte er nachts gefischt, zusammen mit seinem Freund. Denn neuerdings ist Alberto nicht mehr allein in der Lagune unterwegs, seine Kinder und seine Frau haben darauf bestanden, dass er das Boot aufgibt, weil der Verkehr in der Lagune lebensgefährlich ist: Kürzlich wurden zwei Fischer von einem Jugendlichen in einem Motorboot überfahren, der in Überschallgeschwindigkeit über sie hinweggerast ist. Einer der Fischer war auf der Stelle tot, der andere starb im Krankenhaus. Zur Erinnerung an dieses Unglück hängt ein blumengeschmücktes Tabernakel mit dem Foto der beiden Fischer an einer Dalbe vor der Insel Certosa. Es sieht aus wie ein Vogelhäuschen mit einem Kreuz auf dem Dach.

Alberto sei zu schwer und habe Schwierigkeiten, das Boot zu besteigen, meinen seine Kinder. Tatsache ist, dass Albertos Frau ausgezeichnet kocht, was sich langfristig negativ auf seine Figur ausgewirkt hat. Weil sich seine Kinder und seine Frau Sorgen machen, hat Alberto am Ende nachgegeben: Er hat mir schon oft erklärt, wie sinnlos es ist, gegen eine Frau zu rebellieren, die zwanzig Jahre lang mit ihm zusammen gefischt hat und in den Armen mehr Kraft hatte als er selbst, wenn sie die Netze hochzog. Meine Frau ist der Mann in der Familie!

Albertos Frau stammt aus Murano, wo sie als *impiraresse* gearbeitet hat, als Perlenuffädlerin – eine kunstfertige Arbeit, die sie auch heute noch macht: Sie hält eine Holzschale mit winzigen Perlen auf dem Schoß und fährt mit

einer Art langstieligem Kamm in die Perlen, die auf den dünnen Zinken stecken bleiben und auf Fäden gezogen werden.

Auf vergilbten Fotos sieht man die Perlensortiererinnen vor den Haustüren in den venezianischen Gassen sitzen, die *impiraresse* war ein typischer Frauenberuf: schlecht bezahlt und wenig geachtet.

Die Frauen wurden ausgebeutet wie heute die Immigranten auf den Feldern, sagt Alberto immer.

Heute sind die *impiraresse* schon längst von Maschinen ersetzt worden, umso wertvoller ist mir die Kette, die Albertos Frau mir aufgefädelt und zum Geburtstag geschenkt hat. Sie sieht aus wie flüssiges Gold.

Dass seine Frau in seiner Ehe den Ton angeben würde, hat Alberto schon vor der Hochzeit zu spüren bekommen: Als sie sich kennenlernten, trug er auf dem Oberarm eine nackte Frau, die mit dem Busen wackelte, wenn er den Muskel anspannte. Bevor sie vor den Altar traten, musste Alberto sich einen Indianer daraus machen lassen.

Und deshalb leistet er auch keinen großen Widerstand, als seine Frau und seine Kinder von ihm verlangen, sein Boot aufzugeben. Was im Grunde einer Amputation gleichkommt. Die er nur überlebt hat, weil ihm ein Freund oft sein Boot überlässt. Albertos Frau muss ja nicht alles wissen.

Alle meine Abenteuer mit meiner *topetta* will ich Alberto erzählen, ich weiß, dass er mich lachend loben würde, und ich würde mich heldenhaft und noch etwas venezianischer fühlen. So, wie wenn wir am Ende einer Runde durch die Lagune am Dogenpalast vorbeifahren und auf die Menschenströme auf der Piazza blicken, die vom Wasser aus aussieht wie ein überfülltes Floß.

Das Leben in Venedig ist so, als ob man eine Frau liebte, die in Schwierigkeiten ist, sagt Alberto dann immer etwas

rebellisch. Aber Liebe bedeutet auch, dass man Schwierigkeiten überwindet. Ich bin in Venedig geboren und werde hier auch sterben!

Als ich auf der Höhe von San Piero bin, rufe ich ihn an. Es klingelt ziemlich lange, bis er antwortet.

Ciao Alberto, rufe ich, willst du kurz runterkommen, ich will dir mein Boot zeigen!

Es dauert eine Weile, bis er antwortet.

Wie?, fragt er, was für ein Boot, wo bist du denn?

Ich bin hier unten, wenn du rauskommst, siehst du mich sofort!

Wo unten?, fragt Alberto ungläubig.

Hier unten vor deinem Haus, sage ich und frage mich, ob ich Alberto nicht schon wieder aus dem Mittagsschlaf aufgeschreckt habe.

In der Straße?, fragt Alberto, und ich frage mich, ob er nicht vielleicht schwer krank und durcheinander ist und ich das nur nicht wusste.

Was für eine Straße?, frage ich vorsichtig.

Aber ich bin ... ich bin doch in Mestre.

Du bist in ... Mestre?

Das kann nicht sein. Sicher habe ich mich verhört.

Wie: *in Mestre?*, frage ich ungläubig.

Wir sind umgezogen. Ich wohne nicht mehr auf San Piero. Wusstest du das nicht?

Alberto in Mestre, das kann nicht sein, er ist doch ein Lagunenfisch, *un paganeo, un gò*, einer, der ohne Wasser nicht überleben kann. Ich presse mir ein vernuscheltes Nein ab, so fassungslos bin ich.

Kurz herrscht Stille zwischen uns.

Die Frau bestimmt alles, du kennst das doch, sagt Alberto, wobei er klingt, als würde er nicht mit einer Frau, sondern mit einem Schicksalsgenossen reden. Einer, der auch von einer unerbittlichen Ehefrau gezwiebelt wird.

Du weißt doch, wie das ist, sagt er. Sie wollte nach Mestre ... unsere Tochter wohnt hier ... und dann sind da noch die Enkelkinder ... und das Einkaufen ist so auch viel einfacher für meine Frau.

Ah, sage ich, mehr bringe ich nicht heraus, weil ich fast angefangen hätte zu heulen.

Und eure Wohnung? Habt ihr sie aufgegeben?, frage ich noch hoffnungsvoll, weil ich mir nicht vorstellen kann, dass Alberto ohne Netz und doppelten Boden nach Mestre gezogen ist, das mit seinen Mietskasernen und Hotelsilos aussieht wie eine Trabantenstadt aus Sowjetzeiten, die aus Versehen am Rand der Lagune fallen gelassen wurde.

Ja, natürlich, die Wohnung ist weg, sagt Alberto.

Ah, sage ich wieder und schlucke. Und weiß nicht, was ich sagen soll. Ich suche nach einem Zuspruch. Irgendwas, womit ich Alberto trösten kann, wodurch ich diesem Umzug nach Mestre etwas abgewinnen kann. Aber mir fällt nichts ein.

Ach, dann hole ich dich demnächst mal an dem Piazzale Roma ab und wir machen eine Runde in meinem Boot, höre ich mich sagen. Und klinge falsch.

Aber Alberto sagt: Ja.

Bis bald, sage ich.

Ciao, sagt Alberto.

Ohne das *amore* am Ende.

SANTA MARIA DEL GIGLIO

Ich sitze in meinem Boot und bin noch betäubt von der Hiobsbotschaft, dass Alberto jetzt in Mestre in irgendeinem Plattenbau wohnt. Ausgerechnet er, der immer sagte: Venedig ohne die Lagune, das ist wie eine Frau ohne Unterleib.

Es ist Hochsommer in Venedig, voll besetzte Taxiboote mit lachenden Menschen fahren vorbei, Frauen mit riesigen Sonnenbrillen halten ihre Smartphones in die Luft, und ich fühle mich einsam.

Jeden Tag verlassen Venezianer ihre Stadt, der Exodus wird von der Leuchtanzeige im Schaufenster der Apotheke Morelli angezeigt. In Hongkong zählte man die letzten Tage als britische Kronkolonie, in Venedig zählt man die letzten Venezianer. Jeden Tag werden wir weniger, nie werden wir mehr. Mehr werden immer nur die Airbnbs, die Take-aways, die Kreuzfahrtschiffe, die Hotels, die Billigflüge und der Zynismus.

Es ist heiß, ich schwitze in der Sonne und ziehe die Plane über das Boot, ein Tropfen fällt von innen auf mein Brillenglas, aber es ist kein Schweiß. Ein Taxi voller Chinesen fährt vorbei, die Chinesen fotografieren mich.

Im Grunde interessiert Venedigs Schicksal niemanden auf der Welt. Nur die Fassade interessiert und die lustigen, netten Venedig-Tipps, wo essen, wo schlafen, wie die Schlange am Markusplatz vermeiden.

Die Venezianer sind so gut wie ausgestorben?

Sicher, hat man doch alles schon gehört, ist eben der Lauf der Welt. Berggorillas sterben aus und Spitzmaulnashörner und eben auch Venezianer. Früher war auch nicht alles

besser! Andere Leute haben viel größere Sorgen, die werden vom Bürgerkrieg, von der Dürre oder irgendwelchen Diktatoren aus ihrer Heimat vertrieben, da fallen ein paar Venezianer echt nicht ins Gewicht.

Als ich auf die Gondelfähre warte, mit der ich auf die andere Seite des Canal Grande fahren will, drängt sich eine Reisegruppe neben mich auf den Anleger. Die Männer tragen kurze Hosen, riesige Rucksäcke und Safarijacken, die aussehen, als seien sie speziell für Einsätze in subtropischen Gebieten gedacht. Die Frauen tragen Flipflops und kreischen, als die Gondel beim Einsteigen schwankt.

Und schon wieder muss ich an Alberto denken, wenn er sagte: Venedig ist eine Nutte. Eine ganz billige Nutte. Das sagte er, wenn mal wieder Leute vor seiner Haustür in San Pietro di Castello standen, die nicht begreifen wollten, dass dies zwar ein ehemaliges Kloster war, in dem er wohnte, aber dennoch eine Privatwohnung.

Dieses Problem wird sich in Mestre natürlich nicht mehr stellen.

Eine Frau steigt so ungeschickt in die Gondel am Anleger von Santa Maria del Giglio, dass sie fast ins Wasser fällt. Jemand schreit etwas vom »Tod in Venedig« und lacht. Der Tod klebt wie ein Kaugummi an der Stadt.

Und während ich wegen Alberto in Endzeitstimmung versinke, höre ich, wie jemand hinter mir *Ciao Reski* sagt. Es ist der Venezianer an meiner Seite, was mich tröstet. Er ist der Einzige hier ohne Rucksack und ohne Mineralwasserflasche in der Hand. Der Einzige, der ein Jackett und ein Hemd trägt. Als er die Gondolieri mit ihren Spitznamen anspricht und mit ihnen auf Venezianisch über das Hochwasser und den Schirokko redet, bestaunen ihn die Touristen wie ein seltenes Tier.

Genau so habe ich ihn damals bestaunt, als ich an einem kühlen Septembertag zum ersten Mal nach Venedig kam